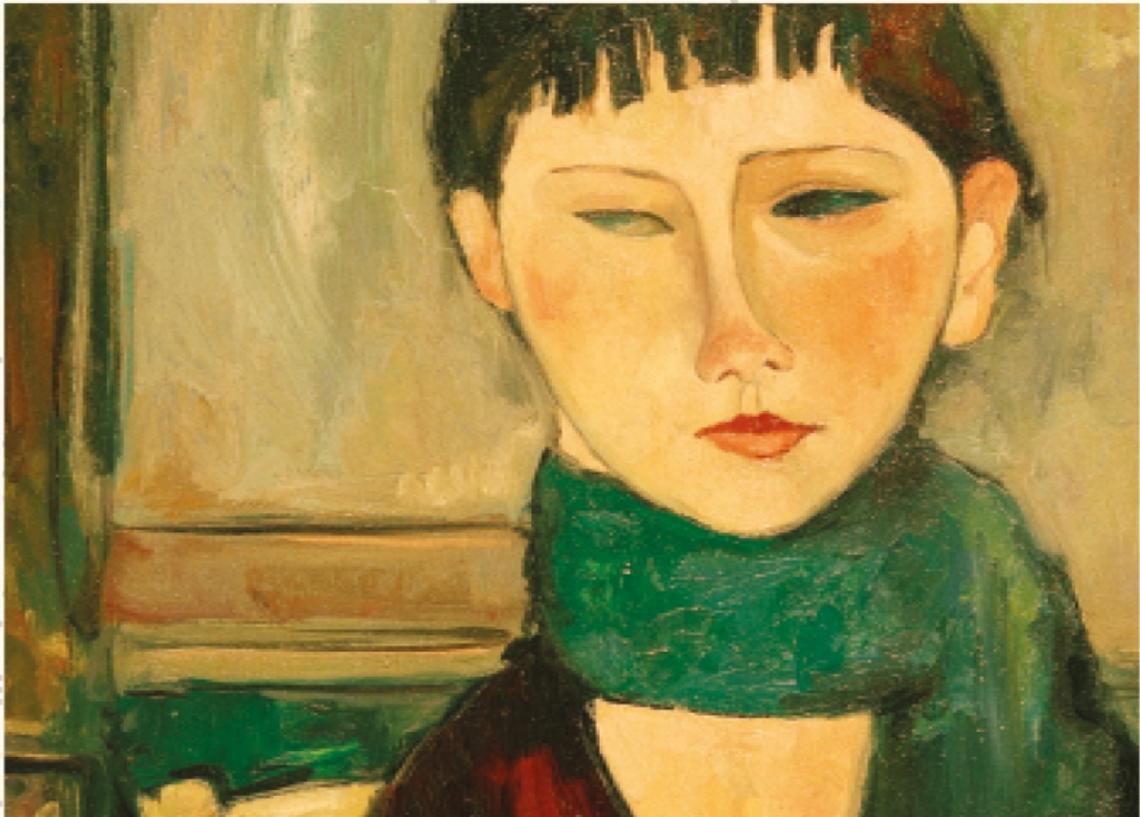


REBECCA  
MAKKAI DIE  
OPTIMISTEN



ROMAN

EISELE

## **Das Buch**

CHICAGO, 1985:

Yale ist ein junger Kunstexperte, der mit Feuer- eifer nach Neuerwerbungen für seine Galerie sucht. Gerade ist er einer Gemäldesammlung auf der Spur, die seiner Karriere den entscheidenden Schub verleihen könnte. Gleichzeitig muss er miterleben, wie ein Virus, das gerade in Chicagos Boystown zu wüten begonnen hat, einen nach dem anderen seiner Freunde in den Abgrund reißt.

PARIS, 2015:

Fiona reist ihrer untergetauchten Tochter nach. Die Suche nach ihr gestaltet sich ebenso zu einer Reise in die eigene Vergangenheit, denn in Paris trifft sie auf alte Freunde aus Chicago, die sie an das Gefühlschaos der Achtzigerjahre erinnern und mit einem großen Schmerz von damals konfrontieren, den sie nie verwunden hat.

## **Die Autorin**

REBECCA MAKKAI lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in der Nähe von Chicago. *Die Optimisten* ist ihr dritter Roman und bedeutete für die Autorin den großen Durchbruch. Nicht nur wurde er ein New-York-Times-Bestseller, sondern schaffte es sowohl auf die Shortlist des Pulitzer Prize als auch des National Book Award, wurde mit der Carnegie Medal und dem Los Angeles Times Book Prize for Fiction ausgezeichnet und zu einem der New York Times Best Books 2018 gewählt. Derzeit ist eine auf dem Roman basierende TV-Serie in Vorbereitung.

BETTINA ABARBANELL lebt als Literaturübersetzerin in Potsdam. Zu den von ihr übersetzten Autoren gehören u.a. Jonathan Franzen, F. Scott Fitzgerald, Denis Johnson und Rachel Kushner. 2014 wurde sie mit dem Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

REBECCA  
MAKKAI DIE  
OPTIMISTEN

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Bettina Abarbanell

**EISELE**

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die großzügige Unterstützung der Arbeit an diesem Buch.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.eisele-verlag.de](http://www.eisele-verlag.de)

ISBN 978-3-96161-086-0

Die Originalausgabe »The Great Believers«  
erschien 2018 bei Viking, New York.  
© 2018 Rebecca Makkai Freeman  
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe  
Julia Eisele Verlags GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Cordula Schmidt Design, Hamburg  
Umschlagabbildung: A. Modigliani, Maria/akg-images  
E-Book: [LVD GmbH](#), Berlin  
Alle Rechte vorbehalten.

*Wir waren die großen Optimisten.*

*Nie war jemand meinem Herzen näher als diejenigen,  
die den ersten Frühling spürten, als auch ich es tat, und  
dem Tod ins Gesicht sahen und verschont wurden - und die  
nun durch den langen, stürmischen Sommer ziehen.*

F. Scott Fitzgerald, *My Generation*

*die Welt ist ein Wunder, aber die Portionen sind klein*

Rebecca Hazelton, *Slash Fiction*

# 1985

**D**reißig Kilometer von hier, dreißig Kilometer nördlich, begann jetzt die Trauermesse. Yale schaute auf die Uhr, als sie die Belden Avenue entlanggingen. »Was glaubst du, wie leer die Kirche sein wird?«, sagte er zu Charlie.

»Lass uns nicht daran denken«, sagte Charlie.

Je näher sie Richards Haus kamen, desto mehr Freunde sahen sie, die ebenfalls dorthin unterwegs waren. Manche hatten sich fein gemacht, als wollten sie zur Messe selbst; andere trugen Jeans, Lederjacken.

Vermutlich waren nur Verwandte dort in der Kirche, Freunde der Eltern, der Priester. Falls in irgendeinem Empfangsraum Sandwiches bereitlagen, würden die meisten verkommen.

Yale nahm das Ablaufblatt der gestrigen Abendandacht aus der Tasche und faltete es zu so etwas Ähnlichem wie den *Himmel und Hölle*-Spielen, die seine Freundinnen früher im Schulbus gern gebastelt hatten, um sich gegenseitig die Zukunft vorauszusagen - »Berühmt!« oder »Ermordet!«, je nachdem, welchen Flügel man aufklappte. Seins hatte keine Flügel, aber auf jedem der vier Dreiecke standen Wörter, manche auf dem Kopf, viele von den Kniffen abgeschnitten: »Pater George H. Whitb«; »liebter

Sohn, Bruder, ruhe in«; »Schönheit leuchtet übera«; »Liebe wohnt«; »anstelle von Blumen bitt«. All das beschrieb tatsächlich Nicos Schicksal, dachte Yale. In ihm hatte Schönheit geleuchtet, Liebe gewohnt. Blumen würden nichts nützen.

Die Häuser an dieser Straße waren mehrstöckig, verschnörkelt. Immer noch Kürbisse vor jeder Tür, wenn auch kaum geschnitzte Gesichter - eher raffinierte Arrangements aus Zierkürbissen und Maiskolben. Schmiedeeiserne Zäune, Schwingtore. Als sie in den Weg zu Richards Haus einbogen (ein vornehmes Brownstone, Wand an Wand mit vornehmen Nachbarn), flüsterte Charlie: »Seine Frau hat das Haus eingerichtet. '72. Damals war er *verheiratet*.« Yale lachte im absolut unpassendsten Moment, gerade, als sie an einem ernst lächelnden Richard vorbeigingen, der ihnen die Tür aufhielt. Schuld war die Vorstellung, wie Richard an der Seite einer Frau mit Hang zum Dekorativen ein Hetero-Leben in Lincoln Park geführt hatte; das Bild, das Yale vor sich sah, war reinster Slapstick: Richard, der einen Mann in den Schrank stopft, als seine Frau zurückgeeilt kommt, um ihre Chanel-Handtasche zu holen.

Yale riss sich zusammen und drehte sich noch einmal zu Richard um. »Du hast ein sehr schönes Haus«, sagte er. Ein Schwung von Leuten kam hinter ihnen herein, und Yale und Charlie wurden ins Wohnzimmer geschoben.

Die Einrichtung ließ weniger an 1972 als an 1872 denken: Chintz-Sofas, samtene Sessel mit geschnitzten Armlehnen, Orientteppiche. Als sie in die Menge

eintauchten, spürte Yale, wie Charlie kurz seine Hand drückte.

Nico hatte darauf bestanden, dass sie eine Party feierten. »Meint ihr, ich will mir euer Geschluchze ansehen, falls ich nachher als Geist rumhänge? Dann verfolge ich euch mit meinem Spuk, damit das klar ist. Wenn ihr dasitzt und heult, werfe ich eine Lampe quer durchs Zimmer. Oder ich schiebe euch einen Schürhaken in den Hintern, und zwar nicht auf die feine Art, kapiert?« Wenn er erst vor zwei Tagen gestorben wäre, hätten sie es nicht geschafft, ihn beim Wort zu nehmen. Aber Nicos Tod lag drei Wochen zurück, und die Familie hatte Andacht und Totenmesse hinausgezögert, bis sein Großvater, den zwanzig Jahre lang niemand gesehen hatte, aus Havanna angeflogen kommen konnte. Nicos Mutter war aus der kurzen Ehe, Prä-Castro, einer Diplomantochter und eines kubanischen Musikers hervorgegangen - und dieser uralte Kubaner war nun entscheidend für die Planung der Trauerfeierlichkeiten, während Nicos Freund, mit dem er drei Jahre zusammen gewesen war, heute Abend noch nicht einmal in die Kirche kommen durfte. Wenn Yale darüber nachdachte, begann er vor Wut zu schäumen, aber das wollte Nico ja nun gerade nicht.

Jedenfalls hatten sie drei Wochen getrauert, und jetzt bordete Richards Haus über vor forcierter Festlichkeit. Dort zum Beispiel waren Julian und Teddy und winkten ihnen von der Brüstung im ersten Stock aus, die ganz um den Raum herum führte, zu. Darüber gab es noch eine weitere Etage, und ganz oben prangte ein kunstvolles rundes Dachfenster. Das Haus war einer Kathedrale

ähnlicher als die Kirche gestern. Viel zu nah an Yales Ohr kreischte jemand vor Lachen.

Charlie sagte: »Ich glaube, wir sollen uns amüsieren.« Wenn er sarkastisch war, trat Charlies britischer Akzent eindeutig stärker hervor, fand Yale.

»Ich warte noch auf die Go-Go-Girls.«

Richard hatte ein Klavier, auf dem irgendwer *Fly Me to the Moon* spielte.

Was zum Teufel machten sie hier alle?

Ein dünner Mann, den Yale noch nie gesehen hatte, umarmte Charlie ungestüm. Einer von außerhalb, nahm er an, der früher mal hier gewohnt hatte, bevor Yale auf der Bildfläche erschienen war. »Wie hast du es bitte geschafft, jünger zu werden?«, sagte Charlie zu ihm. Yale wartete darauf, dass er sie einander vorstellte, doch der Mann hatte etwas Dringendes über jemanden zu erzählen, den Yale nicht kannte. Charlie war die Nabe vieler Räder.

Eine Stimme in Yales Ohr: »Wir trinken Cuba Libre.« Es war Fiona, Nicos kleine Schwester, und Yale wandte sich ihr zu, um sie in den Arm zu nehmen, den Zitronenduft ihres Haars einzuatmen. »Ist das nicht lächerlich?« Nico war stolz auf seinen kubanischen Hintergrund gewesen, aber wenn er von dem Chaos wüsste, das die Ankunft seines Großvaters verursachte, hätte er gegen die Getränkewahl protestiert.

Fiona hatte ihnen allen gestern Abend gesagt, dass sie nicht an der Messe teilnehmen, sondern hier sein würde – und trotzdem war es schmerzlich, ihr jetzt zu begegnen, zu sehen, dass sie Ernst gemacht hatte. Andererseits hatte sie ihre Familie genauso gründlich abgeschrieben, wie diese es

mit Nico in den Jahren vor seiner Krankheit getan hatte. (Bis sie ihn in seinen letzten Tagen wieder für sich reklamierten und dafür sorgten, dass er in einem schlecht gerüsteten Vorort-Krankenhaus mit hübschen Tapeten starb.) Ihre Wimperntusche war verschmiert. Sie hatte sich die Schuhe ausgezogen, schwankte aber wie auf hohen Hacken.

Fiona gab ihren Drink Yale – halb voll, mit einem rosa Lippenstiftbogen am Rand. Sie legte einen Finger an den Spalt über seiner Oberlippe. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass du ihn dir abrasiert hast. Sieht aber gut aus. Du wirkst damit irgendwie –«

»Weniger schwul.«

Sie lachte, dann sagte sie: »Oh. *Oh!* Die zwingen dich doch nicht etwa dazu, oder? An der Northwestern?« Fiona hatte eine der besten Sorgenmienen, die Yale kannte – ihre Augenbrauen eilten aufeinander zu, ihre Lippen verschwanden im Mund –, aber er fragte sich, wie sie noch irgendein Gefühl für andere erübrigen konnte.

Er sagte: »Nein. Es ist – ich bin für die Entwicklung zuständig. Ich rede mit vielen älteren Alumni.«

»Um Geld zu bekommen?«

»Geld und Kunst. Es ist ein seltsamer Tanz.« Yale hatte den Job bei der neuen, von der Northwestern-Universität gegründeten Brigg Gallery in derselben Woche angenommen, als Nico krank wurde, und war sich noch immer nicht ganz sicher, wo seine Aufgaben anfangen und wo sie endeten. »Ich meine, die wissen von Charlie. Meine Kollegen dort. Kein Problem. Es ist eine Galerie, keine Bank.« Er probierte den Cuba Libre. Unpassend für den

dritten November, andererseits war es heute Nachmittag ziemlich warm für die Jahreszeit und der Drink genau das, was er brauchte. Der Sprudel würde ihn vielleicht sogarmunterer machen.

»Du hattest echt was von Tom Selleck. Wenn blonde Männer sich einen Schnurrbart stehen lassen, ist das immer bloß Pfirsichflaum, schrecklich. Aber bei Dunkelhaarigen finde ich's toll. Du hättest ihn dranlassen sollen! Macht nichts, jetzt siehst du aus wie Luke Duke. Auf 'ne gute Art. Nein, wie Patrick Duffy!« Yale konnte nicht lachen, und Fiona legte den Kopf schief und sah ihn ernst an.

Er hätte am liebsten in ihr Haar geschluchzt, ließ es aber bleiben. Er bemühte sich schon den ganzen Tag um einen Zustand der Taubheit, klammerte sich daran wie an ein Seil. Vor drei Wochen hätten sie einfach zusammen weinen können. Inzwischen war alles verschorft, und nun kam noch diese *Party*-Idee dazu, dieser Zwang, sich der Lage irgendwie gewachsen zu zeigen. Fröhlich zu sein.

Und was war Nico für Yale gewesen? Einfach ein guter Freund. Kein Verwandter, kein Lover. Er war der Erste gewesen, mit dem Yale sich angefreundet hatte, als er hierhergezogen war, der Erste, mit dem er sich traf, um sich einfach nur zu unterhalten, und zwar nicht in der Kneipe, gegen laute Musik an. Yale war von Nicos Zeichnungen begeistert gewesen, hatte ihn zum Pfannkuchen-Essen ins Restaurant eingeladen, ihm geholfen, für seinen Hochschulreifetest zu lernen, da er keinen Highschool-Abschluss hatte, und ihm gesagt, er habe Talent. Charlie interessierte sich nicht für Kunst,

Nicos Freund Terrence auch nicht, also nahm Yale Nico mit in Ausstellungen und zu Vorträgen, machte ihn mit Künstlern bekannt. Trotzdem: Wenn Nicos kleine Schwester sich so gut im Griff hatte, war es dann nicht auch seine Pflicht, etwas aufgeräumter zu sein?

Fiona sagte: »Es ist für *alle* schwer.«

Ihre Eltern hatten sich von Nico abgewandt, als er fünfzehn war, und Fiona war regelmäßig ganz allein von Highland Park mit der Metra und der El zu ihm an den Broadway gefahren – wo er sich mit vier anderen Jungs eine Wohnung teilte –, um ihm heimlich Lebensmittel, Geld und Medikamente gegen seine Allergien zu bringen. Da war sie elf. Wenn Nico Fiona jemandem vorstellte, sagte er immer: »Dies ist die Lady, die mich großgezogen hat.«

Nichts, wofür Yale Worte finden konnte, lohnte sich zu sagen.

Fiona riet ihm, sich bei Gelegenheit die erste Etage anzuschauen. »Das ist Versailles da oben.«

Yale konnte Charlie nirgends in der Menge entdecken. Charlie strahlte etwas aus, das ihn riesig wirken ließ, dabei war er nur ein bisschen größer als der Durchschnitt – und in Situationen wie dieser wunderte Yale sich jedes Mal, dass er seinen Bürstenschnitt, den sauber gestutzten Bart und die müden Augen nicht über die Köpfe aller anderen hinausragen sah.

Dafür stand Julian Ames jetzt neben ihm. »Wir sind seit dem Mittagessen dabei!«, sagte er. »Ich bin besoffen!« Es war siebzehn Uhr, der Himmel färbte sich schon schwarz. Julian lehnte sich bei Yale an und kicherte. »Wir haben oben die Bäder durchsucht. Er hat *nichts*, oder er versteckt

es gut. Na ja, irgendwer hat ganz hinten im Kühlschrank ein paar alte Poppers gefunden. Aber sind Poppers zu irgendwas gut, wenn man keinen Sex hat?«

»Nein, Mann. *Poppers?*«

»Das war eine ernstgemeinte Frage!« Julian richtete sich auf. Er hatte eine dunkle Haarlocke über der Stirn – wie Superman sehe er damit aus, sagte Charlie gerne. (»Oder wie ein Einhorn«, fügte Yale dann hinzu.) Jetzt strich er sie sich aus den Augen und schmolte. Julian war zu perfekt, falls es das gab. Er hatte sich die Nase operieren lassen, als er aus Atlanta weggezogen war – besser für seine Schauspielkarriere –, und Yale wünschte, er hätte es nicht getan. Ein unvollkommener Julian wäre ihm lieber gewesen.

»Und dies ist eine ernstgemeinte Antwort. Es gibt absolut keinen Grund, auf einer Trauerfeier Poppers zu schnüffeln.«

»Aber es ist ja keine Trauerfeier, es ist eine *Party*. Mich erinnert es –« Julian war jetzt wieder dicht an seinem Ohr, flüsterte verschwörerisch. »Mich erinnert es an diese Kurzgeschichte von Poe, die mit dem Roten Tod. Da draußen lauert der Tod, und hier drinnen amüsieren wir uns prächtig.«

»Julian.« Yale trank den Cuba Libre aus und spuckte ein Stück Eis ins Glas zurück. »Darum geht es in der Geschichte nicht. Sie endet anders.«

»Ich hab's mit den Hausaufgaben nie so ganz ernst genommen.«

Julian stützte das Kinn auf Yales Schulter – das tat er gern, und Yale sorgte sich dann immer, dass Charlie in dem

Moment herüberschauen würde. In den vergangenen vier Jahren hatte Yale ihm ein ums andere Mal versichern müssen, dass er nicht mit Julian oder sonstwem durchbrennen würde, auch nicht mit Teddy Naples, der sich gerade gefährlich weit über die Brüstung lehnte, die Füße in der Luft, und einem Freund unten etwas zurief. (Teddy war so klein, dass ihn wahrscheinlich jemand auffangen könnte, wenn er fiel, aber Yale schauderte es trotzdem, und er schaute weg.) Es gab keinen Grund für Charlies Unsicherheit, vom guten Aussehen und von der Flirtbereitschaft der beiden genannten Männer mal abgesehen. Und davon, dass Charlie sich nie sicher fühlen würde. Dabei hatte Yale selbst vorgeschlagen, dass sie eine monogame Beziehung führten, und doch war es Charlie, der sich ständig Sorgen machte, sie könnten damit scheitern. Und um seinen Ängsten Nahrung zu geben, hatte er sein Augenmerk ausgerechnet auf die zwei schönsten Männer Chicagos gelenkt. Yale schüttelte Julian von seiner Schulter ab, und Julian lächelte benebelt und schlenderte davon.

Es war lauter geworden, weil immer mehr Leute hereinströmten und die Geräusche von den oberen Etagen widerhallten. Zwei sehr hübsche, sehr junge Männer liefen mit Tablett voll kleiner Quiches, gefüllter Champignons und russischer Eier herum. Yale fragte sich, warum das Essen nicht auch kubanisch war, passend zu den Drinks; wahrscheinlich hatte Richard für Partys immer nur ein und denselben Plan: offene Türen, offene Bar, junge Männer mit Quiches.

Auf jeden Fall war dies um Welten besser als die seltsame, unaufrichtige Andacht gestern Abend. Der Weihrauchduft in der Kirche war schön gewesen; viel mehr hätte Nico nicht daran gefallen. »Eher wäre er gestorben, als hier dabei zu sein«, hatte Charlie geflüstert, dann gestutzt und zu lachen versucht. Die Eltern hatten Nicos Freund ganz bewusst zur Andacht eingeladen; das sei »eine angemessene Gelegenheit für Freunde, ihm die letzte Ehre zu erweisen«. Was so viel hieß wie, kommen Sie bitte nicht zur eigentlichen Trauermesse. Und so viel wie, kommen Sie bitte auch nicht zur Andacht, aber sind wir nicht großherzig? Terrence war trotzdem hingegangen, in Begleitung von acht Freunden. Die vor allem da waren, um Terrence in ihre Mitte zu nehmen und Fiona beizustehen, die, wie sich später herausstellte, ihre Eltern überhaupt erst dazu gebracht hatte, die Einladung auszusprechen. Wenn Nicos Freunde nicht eingeladen würden, hatte sie ihnen gesagt, würde sie mitten im Gottesdienst aufstehen und das öffentlich verkünden. Viele hatten dennoch dankend abgelehnt. Asher Glass hatte behauptet, wenn er eine katholische Kirche beträte, würde sein Körper rebellieren. (»Ich würde irgendwas von Gummis brüllen. Ich schwöre es bei Gott.«)

Schulter an Schulter saßen die acht mit Terrence hinten, eine Phalanx aus Anzugträgern. Es wäre schön gewesen, wenn Terrence unerkant in der Gruppe hätte aufgehen können, doch sie hatten sich noch nicht hingesezt, da hörte Yale schon, wie eine ältere Frau ihren Mann auf ihn hinwies: »Der da. Der schwarze Herr mit Brille.« Als wäre noch ein anderer Schwarzer in der Kirche, einer mit

einwandfreier Sehkraft. Die Frau war nicht die Einzige, die sich während der Messe immer wieder umdrehte, um aus anthropologischem Interesse nachzuschauen, wann und ob dieses Exemplar von einem schwulen Schwarzen womöglich zu weinen anfangen würde.

Yale hielt Charlies Hand - nicht als Statement, sondern weil Charlie so allergisch gegen Kirchen war. »Ich brauche Kniebänke und Gesangbücher bloß zu sehen«, sagte er, »schon landen fünf Tonnen anglikanischer Schuld auf meinen Schultern.« Und so hatte Yale, weit außerhalb irgendjemandes Sichtfeld, mit seinem breiten Daumen Charlies knochigen gestreichelt.

Angehörige erzählten ausschließlich Geschichten aus Nicos Kindheit, als wäre er als Jugendlicher gestorben. Die von seinem stoischen, aschfahlen Vater war gut: Als Fiona sieben war, wollte sie mal zwanzig Cent haben, um in den Lebensmittelladen zu gehen und sich eine Handvoll Weingummifische aus dem Glas auf der Theke zu kaufen. Ihr Vater sagte ihr, dass sie ihr Taschengeld schon ausgegeben habe. Fiona fing an zu weinen. Und Nico, damals elf, setzte sich mitten im Gang auf den Boden und drehte und zog fünf Minuten lang an seinem Backenzahn - der sich noch kaum gelockert hatte -, bis er draußen war. Er blutete, und als ihr Vater, ein Kieferorthopäde, die daran hängende, gezackte Wurzel sah, war er beunruhigt. Doch Nico steckte den Zahn ein und sagte: »Die Zahnfee bringt mir doch heute Nacht fünfundzwanzig Cent, stimmt's?« Vor Fiona konnte Dr. Marcus nicht Nein sagen. »Kannst du mir dann jetzt was leihen?«

Alle lachten, und Dr. Marcus brauchte kaum hinzuzufügen, dass Nico das Geld direkt an seine Schwester weitergegeben hatte; der bleibende Zahn war erst nach einem vollen Jahr nachgewachsen.

Yale hielt nach Terrence Ausschau. Er brauchte eine Weile, bis er ihn entdeckte, auf halber Treppe sitzend und zu sehr belagert, als dass er mit ihm hätte reden können. Stattdessen nahm er eine der Mini-Quiches von einem vorbeisegelnden Tablett und reichte sie ihm durch die Geländerstäbe. »Sieht aus, als kämst du da vorerst nicht weg!«, sagte er, und Terrence schob sich die Quiche in den Mund, streckte die Hand aus und sagte: »Immer her damit!«

Fiona hatte vorgehabt, ihre Eltern zu überlisten, wollte Nicos Asche gegen Asche aus dem Kamin austauschen und die echte Terrence geben. Schwer zu sagen, ob sie es ernst gemeint hatte. Aber Terrence bekam weder die Asche noch sonst etwas, außer Nicos Katze, die er schon zu sich genommen hatte, als Nico ins Krankenhaus musste. Die Familie hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass Terrence nicht willkommen war, wenn sie morgen anfangen würden, Nicos Wohnung auszuräumen. Nico hatte kein Testament gemacht. Seine Krankheit war plötzlich ausgebrochen und hatte ihn sofort außer Gefecht gesetzt – zuerst, ein paar Tage lang, sah es nur nach einer Gürtelrose aus, doch schon einen Monat später folgten himmelhohes Fieber und Demenz.

Bis zu diesem Sommer, als Nico ihn rund um die Uhr brauchte und sich herausstellte, dass er selbst infiziert war, hatte Terrence als Mathelehrer für achte Klassen

gearbeitet. Wie würde er nun, ohne Nico, ohne Job, durch den Herbst kommen, durch den Winter? Es war nicht nur eine finanzielle Frage. Er liebte das Unterrichten, liebte diese Kinder.

Terrence hatte ein paar vage Frühsymptome, hatte auch ein wenig an Gewicht verloren, aber noch nicht schlimm, nicht genug, um sich Erwerbsunfähigkeit attestieren zu lassen. Er hatte den Test erst gemacht, nachdem Nico krank geworden war – ob aus Solidarität oder weil er einfach Klarheit haben wollte, wusste Yale nicht so genau. Es war ja nicht so, als gäbe es irgendeine Zauberpille. Yale und Charlie waren unter den Ersten gewesen, die sich in jenem Frühling hatten testen lassen, aus Prinzip. Charlies Zeitung machte sich schon länger für den Test, für Aufklärung und Safer Sex stark, und Charlie fand, er müsse seinen Worten Taten folgen lassen. Doch davon abgesehen hatte Yale es schlicht hinter sich bringen wollen. Er fürchtete, dass schon die Ungewissheit an sich schlecht für seine Gesundheit war. Die Kliniken boten den Test noch nicht an, aber sie konnten zu Dr. Vincent gehen. Yale und Charlie köpften eine Champagnerflasche, als die entlastenden Ergebnisse kamen. Es war ein trauriger Toast; sie tranken die Flasche nicht leer.

Julian war jetzt wieder nah an Yales Ohr und sagte: »Lass dir noch mal nachschenken, bevor die Dia-Show losgeht.«

»Es gibt eine Dia-Show?«

»Du kennst doch *Richard*.«

An der Bar traf Yale auf Fiona, im Gespräch mit jemandem, den er nicht kannte, einem Mann mit kantigem

Kiefer, auf den ersten Blick heterosexuell. Sie wickelte sich die blonden Locken um den Finger. Offenbar trank sie zu schnell, denn in ihrer anderen Hand hatte sie ein leeres Glas – das sie sich geholt haben musste, nachdem sie Yale ihren halben Drink gegeben hatte, und Fiona wog vielleicht fünfzig Kilo. Er berührte sie am Arm. »Vergisst du auch nicht, was zu essen?«

Fiona lachte, sah den anderen Mann an, lachte erneut. »*Yale*«, sagte sie und küsste ihn auf die Wange, ein fester Kuss, der wahrscheinlich einen Lippenstiftabdruck hinterließ. An den anderen Mann gewandt, sagte sie: »Ich habe zweihundert große Brüder.« Sie konnte jeden Moment umkippen. »Aber wie du siehst, ist er der *gepflegteste*. Und schau dir Yales Hände an. Schau doch mal.«

Yale betrachtete seine Handfläche; er konnte nichts Ungewöhnliches daran erkennen.

»Nein«, sagte sie. »Die Handrücken! Sehen sie nicht wie Pfoten aus? Das reinste Fell!« Sie strich mit den Fingern durch die dunklen Haarbüschel an der Außenkante seiner Hand. Laut flüsterte sie dem Mann zu: »Auf seinen Füßen ist es genauso!« Dann zu Yale: »He, hast du mit meiner Tante gesprochen?«

Yale ließ den Blick durch den Raum schweifen. Es waren nur wenige Frauen anwesend, keine davon wesentlich älter als dreißig.

Er sagte: »Bei der Andacht?«

»*Nein*, sie kann nicht Auto fahren. Aber Ihr müsst miteinander gesprochen haben, weil ich ihr *gesagt* habe, sie soll sich bei dir melden. Schon vor *Monaten*. Und sie hat gesagt, ihr hättet euch unterhalten.«

»Deine Tante?«, fragte er.

»Nein, die Tante meines Vaters. Sie hat Nico *geliebt*. Yale, das musst du wissen. Sie hat ihn *geliebt*.«

»Besorg ihr mal was zu essen«, sagte Yale zu dem anderen. Der nickte. Fiona löste sich von Yales Brust und wandte sich ab, als wäre er derjenige, dessen Logik man nicht folgen konnte.

Er ließ sich nachschenken, fast puren Rum, und hielt nach Charlie Ausschau. War das da nicht sein bärtiges Kinn, sein blauer Schlips? Aber der Vorhang aus Menschen schloss sich wieder, und Yale war nicht groß genug, um über eine Menschenmenge hinweg zu schauen. Außerdem dimmte Richard jetzt die Lichter und zog eine Projektionsleinwand hoch, und Yale sah nur noch Schultern und Rücken, die ihn einkeilten.

Richard Campo war Fotograf, wenn er überhaupt einen Job hatte. Yale wusste nicht, wo Richards Geld herkam, aber es versetzte ihn in die Lage, viele schöne Kameras zu kaufen, und gab ihm Zeit, durch die Stadt zu streifen und eigene Fotos zu machen, anstatt nur hier und da auf Hochzeiten zu fotografieren. Nicht lange nachdem Yale nach Chicago gezogen war, hatte er sich einmal mit Charlie, mit dem er da noch nicht zusammen war, und dessen Freunden auf den Belmont-Felsen gesonnt. Es war herrlich gewesen, auch wenn Yale sein Handtuch vergessen hatte und wie immer einen Sonnenbrand bekam. Männer, die sich am helllichten Tag in den Armen lagen und knutschten! Ein Ort für Schwule, vor der Stadt verborgen, aber mit freiem Blick auf die endlose Weite des Michigan-Sees. Einer von Charlies Freunden, ein Mann mit welligem,

vorzeitig silbern gewordenem Haar und einer limettengrünen Speedo-Badehose hatte dagesessen und sie die ganze Zeit mit seiner Nikon fotografiert, den Film gewechselt, weiter fotografiert. Yale fragte: »Wer ist der Creep?«, und Charlie sagte: »Könnte sein, dass er ein Genie ist.« Das war Richard. Zwar sah Charlie in jedem etwas Geniales und spornte die Leute gerne an, bis er ihre Leidenschaften entdeckte, um sie dann zu fördern, aber Richard hatte wirklich Talent. Yale und Richard wurden nie enge Freunde – vor dem heutigen Tag war Yale noch nie bei ihm zu Hause gewesen –, aber er hatte sich an ihn gewöhnt. Richard war immer irgendwo in ihrer Umgebung, beobachtete und fotografierte. Gute fünfzehn Jahre älter als sie: väterlich, schwärmerisch, immer bereit, eine Runde auszugeben. In der Anfangszeit hatte er Charlies Zeitung finanziert. Und was aus einer seltsamen Laune heraus begonnen hatte, war in den letzten Monaten zu etwas Bedeutsamem geworden. Wenn Yale das Klicken der Kamera hörte, dachte er: »Das hat er immerhin festgehalten.« Sollte heißen: Was auch immer geschieht – in drei Jahren, in zwanzig –, dieser Moment wird bleiben.

Irgendwer machte sich am Plattenspieler zu schaffen, und als das erste Dia zu sehen war (Nico und Terrence, wie sie letztes Jahr auf Fionas zwanzigstem Geburtstag miteinander anstießen), setzte die Musik ein: das akustische Intro zu *America* in der Version von Simon & Garfunkels Central-Park-Konzert. Nicos Lieblingssong, einer, den er als Trozhymne betrachtete, nicht bloß als harmloses Liedchen über einen Roadtrip. In der Nacht, als Reagan wiedergewählt worden war, letztes Jahr, hatte Nico

den Song auf der Jukebox bei Little Jimmy's wieder und wieder aufgelegt, wutentbrannt, bis alle in der Kneipe betrunken mitsangen, vom Verlorensein und vom Autos Zählen und von der Suche nach Amerika. Genau so, wie es jetzt alle machten.

Yale schaffte es nicht, mit einzustimmen, und obwohl er sicher nicht als Einziger weinen würde, hielt er es nicht aus, hierzubleiben. Er zog sich rückwärts aus der Menge zurück und ging ein paar Stufen die Treppe hinauf, um die Köpfe von oben zu betrachten. Alle starrten gebannt auf die Dias. Nein, auch ein paar andere gingen weg. Teddy Naples stand an der schweren Haustür, zog sich gerade die Jacke an und drehte langsam am Knauf. Normalerweise war Teddy ein Gummiball aus kinetischer Energie, wippte ständig auf den Ballen, trommelte mit den Fingern den Takt zu einer Musik, die außer ihm niemand hörte. Doch jetzt bewegte er sich wie ein Gespenst. Vielleicht machte er es genau richtig. Wäre Yale nicht auf dieser Seite der Menge gefangen, würde er vielleicht das Gleiche tun. Nicht *gehen*, aber kurz vor die Tür treten, um frische Luft zu schnappen.

Die Dias: Nico in Joggingshorts, mit an die Brust gepinnter Nummer. Nico und Terrence an einen Baum gelehnt, beide den Mittelfinger reckend. Nico im Profil mit seinem orangenen Schal und dem schwarzen Mantel, eine Zigarette zwischen den Lippen. Yale selbst, bei Charlie eingehängt, mit Nico auf der anderen Seite: die Jahresabschlussparty von Charlies Zeitung im letzten Dezember. Nico war der Grafikdesigner für *Out Loud Chicago* gewesen und hatte dort einen eigenen Comic

gehabt; außerdem hatte er seine ersten Bühnenbilder fürs Theater entworfen. Er hatte sich das alles selbst beigebracht. Es hätte der Prolog zu seinem Leben sein sollen. Ein neues Dia: Nico, wie er Julian und Teddy anlachte, an jenem Halloween, als sie sich als Sonny und Cher verkleidet hatten. Nico, wie er ein Geschenk auspackte. Nico mit einer Schale Schokoladeneis in der Hand. Nico von Nahem, mit glänzenden Zähnen. Als Yale ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er bewusstlos gewesen, und ihm war plötzlich Schaum – irgendein schrecklicher weißer Schaum – aus Mund und Nase gesickert. Terrence hatte im Gang laut nach den Krankenschwestern gerufen, war gegen einen Putzwagen gestoßen und hatte sich das Knie angeschlagen, und die Scheißschwestern hatten sich mehr dafür interessiert, ob Terrence blutete, als dafür, was mit Nico passierte. Und hier auf dem Dia war Nicos schönes Gesicht in Nahaufnahme, und es war einfach zu viel. Yale rannte die Treppe hoch.

Er fürchtete, dass in den Schlafzimmern überall Leute wären, die Poppers genommen hatten, doch gleich das erste, immerhin, war leer. Er schloss die Tür und setzte sich aufs Bett. Draußen war es jetzt dunkel, und die spärliche Beleuchtung der Belden Avenue warf nur einen schwachen Schein auf die Wände und den Boden. Anscheinend hatte Richard, nachdem seine mysteriöse Frau ausgezogen war, zumindest dieses eine Zimmer renovieren lassen. Zwei schwarze Ledersessel flankierten das breite Bett. Es gab ein kleines Regal mit Kunstbänden. Yale stellte sein Glas auf dem Boden ab und legte sich

rücklings aufs Bett, um an die Decke zu schauen und möglichst langsam zu atmen, so wie Charlie es ihm beigebracht hatte.

Den ganzen Herbst über hatte er daran gearbeitet, sich die Liste der regelmäßigen Spender der Galerie einzuprägen. Jetzt blendete er die Geräusche von unten aus und machte es wie zu Hause, wenn er nicht einschlafen konnte: Er zählte die Spender auf, deren Nachname mit A anfang, dann die mit B. Es gab eine ziemlich große Schnittmenge mit den Spendern des Kunstinstituts, die er in den vergangenen drei Jahren betreut hatte, aber auch Hunderte neuer Namen – Alumni der Northwestern, North-Shore-Typen –, die er auf der Stelle erkennen musste.

In letzter Zeit befremdete ihn diese Liste zunehmend – er empfand ein dumpfes, graues Unbehagen, wenn er mit ihr umging. Als Achtjähriger hatte er seinen Vater einmal gefragt, wer von ihren Nachbarn jüdisch sei wie sie selbst («Sind die Rothmans jüdisch? Die Andersens?«), und sein Vater hatte sich das Kinn gerieben und geantwortet: »Das lassen wir mal lieber, Großer. In der Geschichte passiert Schlimmes, wenn Juden auf Listen gesetzt werden.« Erst Jahre später begriff er, dass dies ein für seinen Vater charakteristischer Komplex war, charakteristisch für dessen Selbsthass. Doch damals war Yale noch klein und leicht zu beeindrucken gewesen, und vielleicht lag es daran, dass das Aufsagen von Namen ihn jetzt nervös machte.

Oder nein, vielleicht war es noch etwas anderes: Seit einiger Zeit führte er im Kopf zwei Listen parallel – auf der einen standen die Spender, auf der anderen die Kranken.

Hier die Leute, die vielleicht Kunst stiften oder Geld geben, da die Freunde, die krank werden könnten; hier die Großspender, deren Namen man nie vergessen würde, da die Freunde, die er schon verloren hatte. Bisher waren keine engen Freunde darunter gewesen. Es waren Bekannte, Freunde von Freunden wie Nicos ehemaliger Mitbewohner Jonathan, ein paar Galeristen, ein Barkeeper, der Buchhändler. Es waren - wie viele - sechs? Sechs Menschen, von denen er *wusste*, Menschen, die er in einer Bar begrüßt hätte, Menschen, deren zweiten Vornamen er nicht kannte, bisweilen auch den Nachnamen nicht. Er war auf drei Trauerfeiern gewesen. Doch jetzt gab es einen Eintrag in einer neuen Liste: ein enger Freund.

Yale und Charlie waren letztes Jahr zu einer Informationsveranstaltung gegangen, mit einem Redner aus San Francisco. Er hatte gesagt: »Ich kenne Männer, die noch niemanden verloren haben. Gruppen, die bisher unberührt geblieben sind. Aber ich kenne auch Leute, die haben zwanzig Freunde verloren. Ganze Mietshäuser, ausgelöscht.« Und Yale hatte, dumm, verzweifelt, geglaubt, er würde vielleicht unter die erste Kategorie fallen. Es half nicht, dass er durch Charlie so gut wie jeden in Boystown kannte. Und es half nicht, dass seine Freunde allesamt Überleister waren - und nun auch auf diese neue, entsetzliche Art und Weise über das Ziel hinausschossen.

Yales Rettung, ebenso wie Charlies, war der Zeitpunkt, zu dem sie sich begegnet waren, und dass sie sich so schnell ineinander verliebt hatten. Sie waren seit Februar '81 zusammen und lebten - zur Verwunderung so gut wie aller anderen - seit Herbst desselben Jahres monogam.

1981 konnte man sich auch schon infizieren, schon längst, aber Chicago war nicht San Francisco und nicht New York. Hier ging, Gott sei Dank, alles langsamer vonstatten.

Wie hatte Yale vergessen können, dass Rum ihm nicht bekam? Ihm wurde heiß davon, er dehydrierte, seine Laune sank in den Keller. Sein Magen rebellierte.

Das Zimmer hatte ein kleines Bad. Dort setzte er sich auf das kühle Klo, den Kopf zwischen den Knien.

Seine Liste von Menschen, die krank werden könnten, nicht genug aufpassten, vielleicht schon krank waren: na ja, Julian, klar. Richard. Asher Glass. Teddy – verdammt noch mal, Teddy Naples, der behauptete, er hätte es mal geschafft, zweiundfünfzig Stunden am Stück in der Man's World Sauna zu bleiben, indem er in den Privaträumen, die diverse ältere Männer für ihre Liaisons gemietet hatten, schlief (trotz der Sexgeräusche und der aufputschenden Musik) und sich von Snickers aus dem Automaten ernährte.

Teddy war ein Gegner des Tests, weil er fürchtete, dass Namen und Testergebnisse in Zusammenhang gebracht und vom Staat benutzt werden könnten – so benutzt wie einst die Listen von Juden. Zumindest sagte er das. Vielleicht hatte er auch nur Angst, wie alle. Teddy schrieb an der Loyola gerade seine Doktorarbeit in Philosophie und neigte dazu, komplizierte philosophische Etiketten auf vollkommen durchschnittliche Gefühle zu kleben. Teddy und Julian hatten gelegentlich »was am Laufen«, aber meistens pendelte Teddy zwischen Kierkegaard und Bars und Clubs hin und her. Yale vermutete, dass er mindestens sieben verschiedene Freundeskreise hatte und ihre Clique bei ihm nicht sonderlich weit oben rangierte. Siehe sein

Verschwinden vorhin. Vielleicht waren die Dias ihm, genau wie Yale, zu viel gewesen; vielleicht wollte er auch nur kurz um den Block gehen, aber Yale bezweifelte es. Teddy hatte andere Möglichkeiten, wusste von besseren Partys, auf die er gehen konnte.

Und dann war da die Liste derer aus Yales Bekanntenkreis, die schon krank geworden waren; die die Läsionen an ihren Armen noch verbergen konnten, aber nicht die im Gesicht; die schauerhaft husteten, immer dünner wurden, auf eine Verschlechterung warteten; die im Krankenhaus lagen oder nach Hause geflogen waren, um in der Nähe ihrer Eltern zu sterben, wo in den Lokalzeitungen als Todesursache eine Lungenentzündung angegeben werden würde. Nur wenige bisher, aber auf der Liste war noch Platz. Viel zu viel Platz.

Irgendwann stand Yale auf, ließ sich Wasser in die Hände laufen und spritzte es sich ins Gesicht. Im Spiegel sah er schrecklich aus: Ringe unter den Augen, die Haut ein helles Oliv. Sein Herz fühlte sich komisch an, aber das war nichts Neues.

Die Diashow war inzwischen sicher vorbei, und von der Treppe aus würde er Charlie schon entdecken. Dann könnten sie sich zusammen aus dem Staub machen. Vielleicht würden sie sich ein Taxi nehmen, wo er den Kopf ans Fenster lehnen könnte. Zu Hause würde Charlie ihm den Nacken massieren und darauf bestehen, ihm einen Tee zu kochen. Dann würde es ihm besser gehen.

Er öffnete die Tür zum Flur und nahm ein kollektives Schweigen wahr, als hielten alle den Atem an, lauschten jemandem, der eine Rede hielt. Nur hörte er keine Rede. Er

schaute hinunter, aber im Wohnzimmer war niemand mehr. Anscheinend hatten sich alle irgendwo anders hin verzogen.

Er ging langsam die Treppe hinunter, um nicht erschreckt zu werden. Bei einem plötzlichen Geräusch würde er sich womöglich übergeben müssen.

Doch unten im Wohnzimmer surrte nur die Schallplatte, die sich nach dem letzten Song weiterdrehte, während die Nadel an der Seite ruhte. Die Tische und Sofalehnen waren mit halbvollen Bierflaschen und Cuba-libre-Gläsern übersät. Die Tablett mit den Häppchen standen auf dem Esstisch. Vielleicht hatte es eine Razzia gegeben, irgendeine Polizeiaktion, dachte Yale; andererseits war dies ein Privathaus, sie waren alle erwachsene Menschen, und es war nichts besonders Illegales passiert. Wahrscheinlich hatte irgendwer Hasch dabei, und wenn schon.

Wie lange war er oben gewesen? Zwanzig Minuten? Allenfalls dreißig. Er fragte sich, ob er auf dem Bett eingeschlafen sein konnte, ob es vielleicht zwei Uhr morgens war. Aber nein, es sei denn, seine Uhr war stehengeblieben. Es war erst Viertel vor sechs.

Er machte sich lächerlich, sie waren bestimmt draußen, im Garten hinter dem Haus. Häuser wie dieses hatten doch solche Gärten. Er ging durch die leere Küche, durch ein von Bücherregalen gesäumtes Arbeitszimmer. Dort gab es eine Terrassentür, aber sie war verriegelt. Er trat dicht an die Scheibe heran, legte eine Hand über die Augen: eine gestreifte Liege, ein Haufen welker Blätter, der Mond. Keine Menschenseele.

Yale drehte sich um und rief: »Hallo! Richard! Leute! Hallo!«

Er ging zur Haustür – auch sie seltsamerweise verriegelt – und fummelte daran herum, bis sie sich öffnen ließ. Auf der dunklen Straße war auch niemand.

In seinem benebelten Zustand streifte ihn der idiotische Gedanke, dass das Ende der Welt gekommen, irgendeine Apokalypse über die Erde gefegt war und nur ihn vergessen hatte. Er lachte sich aus – andererseits: Er sah keine Köpfe in den Fenstern der Nachbarn. In den Häusern auf der anderen Straßenseite brannte zwar Licht, aber auch bei Richard waren ja die Lampen an. Am Ende des Blocks wechselte die Ampel gerade von Grün zu Gelb zu Rot. In der Ferne hörte er das undeutliche Rauschen von Verkehr, aber konnte das nicht auch der Wind sein? Oder sogar der See. Yale hoffte auf eine Sirene, eine Hupe, einen Hund, ein Flugzeug am Abendhimmel. Nichts.

Er ging wieder hinein und schloss die Tür. Noch einmal rief er: »He, Leute!« Er hatte auf einmal das Gefühl, dass ihm ein Streich gespielt wurde, dass gleich alle hervorgesprungen kommen und ihn auslachen würden. Aber es war doch eine Gedenkfeier, oder nicht? Und er war nicht mehr in der zehnten Klasse. Die anderen suchten nicht ständig nach Wegen, ihn zu kränken.

In Richards Fernseher sah er sein Spiegelbild. Er war noch hier, noch sichtbar.

Über der Rückenlehne eines Stuhls hing eine Windjacke, die er als die von Asher Glass identifizierte. Die Taschen waren leer.

Er sollte gehen. Aber wohin überhaupt?

Die Aschenbecher waren voller Kippen. Keine nur halb aufgeraucht, keine hastig ausgedrückt. Auf den Beistelltischen und der Bar hatten ein paar von Nicos Comics ausgelegen, die jetzt überall verstreut waren – wahrscheinlich eher eine Folge der Feier als ihres Endes –, und Yale hob einen vom Boden auf. Eine Dragqueen namens Martina Luther Kink. Eine alberne Pointe darüber, einen Traum zu haben.

Er schaute in jedes Zimmer im Erdgeschoss, öffnete jede Tür – Vorratskammer, Garderobenschrank, Staubsaugerkammer –, bis er auf eine Wand aus kalter Luft stieß, hinter der Betonstufen in die Tiefe führten. Er fand den Lichtschalter und stieg hinunter. Waschmaschinen, Kisten, zwei rostige Fahrräder.

Er ging wieder hinauf und dann gleich weiter bis in den zweiten Stock – ein Arbeitszimmer, ein kleiner Kraftraum, eine Art Abstellraum – und wieder hinunter in den ersten, wo er ebenfalls alle Türen öffnete. Kunstvolle Mahagoni-Sekretäre, Himmelbetten. Ein großes Schlafzimmer, ganz in Weiß und Grün. Falls dies das Werk der Ehefrau sein sollte, war es gar nicht mal so schlecht. Ein Diane-Arbus-Druck an der Wand, der von dem Jungen mit der Handgranate.

Neben Richards Bett stand ein Telefon. Erleichtert nahm Yale den Hörer ab. Er lauschte auf den Ton – beruhigend – und wählte langsam seine eigene Nummer. Niemand nahm ab.

Er musste eine Stimme hören, irgendeine menschliche Stimme, also rief er die Auskunft an.

»Name und Stadt, bitte«, sagte die Frau.